

IRIS HANNEMA

Schattenbruder

Aus dem Niederländischen von
Rolf Erdorf

VERLAG FREIES GEISTESLEBEN

Die niederländische Originalausgabe erschien 2020 unter dem Titel
Schaduwbroer bei Uitgeverij Leopold, Amsterdam.

Die deutsche Ausgabe wurde freundlicherweise gefördert durch den
Nederlands Letterenfonds, Amsterdam.

Nederlands
letterenfonds
dutch foundation
for literature

1. Auflage 2021

Verlag Freies Geistesleben
Landhausstraße 82, 70190 Stuttgart
www.geistesleben.com

ISBN 978-3-7725-3111-8

© auch als eBook erhältlich

Text copyright © 2020 by Iris Hannema

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 2021 Verlag Freies Geistesleben

& Urachhaus GmbH, Stuttgart

Umschlagillustration nach Katsushika Hokusai

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany



Sie ist schön. Ich nenne sie Belle. Ich weiß, in welcher Jugendherberge sie wohnt. Unweit von mir; es gibt keine Zufälle. Die Leute gehen achtlos mit Informationen um, müsst ihr wissen. Manche nutzen sogar das kostenfreie Flughafen-Wifi oder besuchen ihre Facebookseite in einem Internetcafé. Tut das nie. Es öffnet Türen zu sämtlichen Geheimnissen: euren Mails, euren Nachrichten, euren Fotos, euren Buchungen, euren Passwörtern. Direkt zu euch.

Sieben Monate vorher

Es gibt sie. Vogelmenschen. Sie denken wie Vögel, sind aber zu sehr Mensch, um zu fliegen. Sie leben in zwei Welten. In der einen Welt wollen sie ihren Körper, in der anderen nicht. Sie wollen rennen, verschwinden, bleiben, sinken, treiben, sich in einen Traum transformieren und zugleich existieren.

Das sind die Menschen, die reisen.

Seit sieben Monaten weiß auch ich, dass sich das Leben nicht dadurch ändert, indem man es sich abends vor dem Zubettgehen nur fest genug wünscht. Es passiert, wenn etwas von außen dich entzweischneidet und vom glücklichen Teil deiner selbst trennt. Wer schon einmal einen lebenden Fisch auf einer Wiese hat liegen sehen, weiß, was ich meine. Nach einem Leben schnappend, das es nicht mehr gibt, Augen aus Glas und ein Mund, der schreien will, aber keine Stimme mehr hat.

Bevor mein Bruder starb, hatte ich noch nichts Außergewöhnliches in meinem Leben durchgemacht, alles war normal. So normal, dass mir sämtliche Farben standen. Zu meinen Augen passte am besten Tintenblau. Jetzt nicht mehr, denn sie haben sich verändert. Jetzt steht mir nur noch Schwarz, perfekt als Farbe für Reisende, weil es keine Aufmerksamkeit erregt und auch nicht so schnell schmutzdelig aussieht.

An einem Dienstag im September ging ich mit meinem Bruder zum letzten Mal unter der grellweißen Beleuchtung von Amsterdam-Schiphol zum Zoll, der Grenze zu *no man's Land*. Er würde eine Flugreise antreten, ich ihm wie immer zum Abschied hinterherwinken. Eine unserer festen Familientraditionen war dieses handgelenkeverrenkende Hinterhergewinke, auch wenn wir zu Hause waren und einer von uns bloß zum Supermarkt ging. Wir winkten, bis der andere hinter den Speicherhäusern aus dem 19. Jahrhundert mit ihren Seilwinden im Dachgiebel verschwunden war.

Erst später machte ich mir klar, dass sämtliche Familientraditionen, die mein Bruder und ich teilten, sich ums Abschiednehmen drehten. Ein Vorzeichen habe ich darin nie gesehen; eher etwas von Reisenden untereinander. Ich war bis dahin noch nie allein verreist, wusste allerdings, dass ich das irgendwann tun würde. Auch dass ich nach Japan fliegen würde, war mir klar. Das war unser beider Land, obgleich mein Bruder und ich es nie zusammen besuchen sollten.

Alec und ich wurden bei den richtigen Eltern geboren, ein Volltreffer, aber aufgewachsen sind wir geografisch zu weit nördlich. Dramatisch und emotional, wie wir beide veranlagt waren, wären wir besser südlich unserer Landesgrenzen zur Welt gekommen. Dort, wo Familie ungeniert über alles geht und wo zu Mittag immer warm gegessen wird.

Aber etwas oder jemand hatte sich in den GPS-Koordinaten getäuscht, und wir waren im Amsterdamer Onze Lieve Vrouwe Gasthuis geboren worden, in den beinahe perfekten Niederlanden. Das Einzige, was mein Bruder und ich an unserem Geburtsland auszusetzen hatten, war die fehlende Zurückhaltung. Jeder sagte, was er dachte, und das geißelte unsere Emo-Herzen; jetzt allerdings sehe ich, dass wir das einfach nicht gewohnt waren.

Streitigkeiten oder Kritik wurden bei uns zu Hause nicht ausgesprochen, sondern wie Gallensteine pulverisiert und durch gemeinschaftliche Mahlzeiten verflüssigt. In Zeiten der Krise füllte sich unser gigantischer Bauntisch mit unseren Lieblingsgerichten, mit Körben voll Brot und Schälchen mit in Scheiben angerichteter gesalzener Butter. Von klein auf durften wir schon ein kleines Schlückchen Weißwein trinken, wenn wir wollten. Auch das schien bei anderen Familien nicht die Norm zu sein. Der Kontrast zwischen uns nördlichen Südländern, die sich lieber die Zunge in Stücke hackten und wiederkäuten, als dem Familiengegenüber unumwunden die Wahrheit zu sagen, und dem Rest der Niederlande war groß. Als mein Bruder und ich dahinterkamen, dass man in Japan auch nicht alles einfach so sagen kann, wollten wir keine Italiener mehr werden, sondern Japaner. Ein ganzes Volk, das aus Respekt vor dem Gegenüber behutsam mit Worten ist, da gehörten wir hin. So begann unser Fetisch für alles Japanische.

Auf das unveränderbare Früher zurückblickend sehe ich, dass wir unsere gesamte Jugend hindurch von einem Ort auf der Welt träumten, wo wir besser hinpassen würden als zu Hause. Keine Ahnung, weshalb wir uns beide in unserem Amsterdamer Universum zwar sicher, aber nicht frei fühlten.

An diesem Dienstag im September gingen wir wortlos durch die Gänge von Schiphol, vorbei an Check-in-Schaltern, vor denen lange Schlangen warteten. Reisen begann mit Leiden, und das akzeptierten wir. Durch die vielen Flughafen-Dezibel und den nahenden Abschied fühlten wir uns etwas schwerhörig und matt. Alec hatte seine Abschiedskarte für mich in der einen Hand. Mit der anderen hielt er meine so fest, dass ich mir nicht vorstellen konnte, dass er mich in einer Viertelstunde loslassen und in jene Tax-Free-Welt hinüberwechseln würde. Noch

immer gibt es für mich nichts Intimeres, als jemandes Hand zu halten. Man kann sich Hand in Hand mit einer Person nicht allein fühlen, selbst wenn man diese nicht kennt. Es ist nicht so, dass man nach dem Loslassen der Hand das Gefühl hat, verlassen zu sein, sondern eher umgekehrt: Deine Hand ist noch warm, an ihr klebt noch die gegebene Liebe.

Eine andere Familientradition war die Karte, die mein Bruder dabei hatte. Immer, wenn Alec ins Ausland fuhr, schenkte er mir eine Ansichtskarte mit einer Botschaft, etwas aus seinem Geistesinneren nach außen Gekehrtem, über das ich nachdenken sollte. Zum Beispiel diese:

«Wenn du jemals auf Reisen gehst, Sissie, musst du das hier untersuchen: Was tun Menschen, wenn sie anscheinend nichts tun?» (Mai 2015 – Kolumbien)

Ich habe alle seine Karten aufgehoben.

Je näher wir dem Zoll kamen, desto wärmer wurde mir. In diesem Teil des Flughafens herrschte Sauerstoffmangel, und ich zog meine Jacke aus und knotete sie mir um die Hüften. Es half nicht, ich bekam immer noch kaum Luft und wäre am liebsten nach draußen gerannt. Ich sagte zu Alec, ein Flughafen sei ein fürchterlicher Ort, wenn man selbst nicht fliegt. Die Hinterherwinkenden blieben mit ihrem alten Leben verbacken, während die Koffermenschen in Luftköchern entrannen.

«Für dich», erklärte ich ihm, «ist das hier ein Megawartezimmer mit angekoppelten Milchstraßen zu Traumdestinationen. Wenn du nur langsam genug bist, wird dein Name sogar noch zweisprachig aufgerufen. Für mich ist es, als würde ich an der Tür zu einem großen Fest stehen, lauter Leute ein- und ausgehen sehen, aber selbst nicht hineindürfen. *Not invited.*»

«Gerade weil es so schwierig für dich ist, bin ich dir ja auch besonders dankbar, dass du mich hierher begleitest», sagte

Alec und spielte Luftgeige, womit er meinte: Du redest ins Blaue hinein, aber mit einer schönen Musik unterlegt hören sich deine Worte an wie von Shakespeare.

Mein Bruder Alec und ich waren keine unbedingten Verfechter von *Kiss and ride*: Wir zogen das Abschiedspflaster sukzessive ab, langsam und schmerzhaft, kein Härchen auslassend. Abschied nehmen war unsere Tradition, darin waren wir gut. Oder schlecht, weil wir den Moment wie Hubba-Bubba-Kaugummi in die Länge zogen.

Was wir normalerweise taten, war, uns unaufhörlich voreinander zu verbeugen. Während er mit seinem Reisepass in der Hand auf den Grenzschutz-Schalter zusteuerte, um sich dann hinter dem Zoll aufzulösen, drehte er sich mindestens siebenzig Mal um, und jedes Mal verbeugten wir uns wie Japaner voreinander.

Sich verbeugen steht in Japan für Respekt und Demut. Man küsst sich nicht zum Abschied, gibt sich auch nicht die Hand, sondern man verbeugt sich. Je tiefer man das tut, je näher die Nase dem Boden kommt, desto mehr Respekt erweist man jemandem.

Alec war hübsch, muskulös und eitel und überhaupt nicht demütig. Die Verbeugungen waren sarkastisch gemeint. Wie alle Wettkampf-Freitaucher liebte er seinen Körper. Wie ein Athlet. Er war stolz auf seinen Körper und sorgte für ihn wie eine reiche Witwe für ihren Pudel. Seine Tätowierungen passten zu dieser Eitelkeit, und alle waren japanisch, aber ich muss sie aus meiner Erinnerung hervorkramen, weil ich leider keine Fotos von all seinen Tattoos gemacht habe.

Auf jeden Fall hatte er die berühmte Manga-Figur *Astro Boy* auf dem Rücken. Eine Art großes Baby mit einer schwarzen Haartolle. Auf seiner Brust war Ebisu zu sehen, der Gott des

Glücks und der Unterwasserwelt. Über den Pobacken stand in Mega-Buchstaben AKB₄₈, der Name einer beliebten japanischen Girl-only-Band, reiner J-Pop-Kitsch. Nicht, weil er ihre eingängige Musik mochte, sondern weil die einst achtundvierzig und mittlerweile achtundachtzig Sängerinnen von AKB₄₈ nie alle zusammen auftraten und zudem so oft wechselten, dass man nie wusste, wer gerade in der Band war und wer nicht. Alec liebte alles, was vage, vorübergehend und austauschbar war, daher seine Faszination für die Band. Auch hatte er einen Fetisch für japanische Mädchen in Schuluniformen.

Über seine Arme schlängelten sich japanische Blüten, rosa, weiß und rot, düstere Blumentattoos im Yakuza-Stil. Japaner und Tätowierungen, das geht nicht zusammen, man darf damit noch nicht einmal ins Schwimmbad. Einzig Mitglieder der japanischen Mafia, der Yakuza, sind in Japan tätowiert (obgleich ich vermute, dass mittlerweile immer mehr japanische Hipster vom Typ Künstler mit blondierten oder lila gefärbten Haaren mit Tattoos an verborgenen Stellen unter der Kleidung, nur für Intimi gedacht, die Welt bevölkern). Anständige Japanerinnen und Japaner tun es jedenfalls nicht. Mein Bruder wollte kein anständiger Mensch sein, im Gegenteil. Er wollte anders sein, anders leben, und er wollte gewinnen. Die Goldmedaille im Apnoetauchen erobert man, indem man tiefer und länger unter Wasser bleibt als alle. Was man kann, können nur sehr wenige Menschen auf der Welt. Das Gefühl, Teil einer einzigartigen kleinen Gruppe von Auserwählten zu sein, gehörte meiner Meinung nach zu dem Sport. Alle Freitaucher, die mittlerweile bei uns ein und aus gegangen waren, waren ebenso eitel und fanden wie er das Leben ohne Freitauchen extrem öde. Genau wie Alec suchten sie unter Wasser XTC im Reagenzglas, zeitweiliges Glück, etwas, das

hin und her pendelte zwischen «nicht möglich» und «bin fast am Ziel».

Als wir an diesem Septemberdienstag bei den Zollschranken ankamen, blickte mein Bruder schon nervös auf seine Armbanduhr. Er befürchtete immer, sich zu verspäten; ein Tick von ihm. Mir dagegen widerstrebte es sehr, mich beeilen zu müssen, was indirekt ja vielleicht das Gleiche war.

«Geh nur schon», sagte ich, obwohl er noch gut zwei Stunden bis zu seinem Flug hatte. Ich spürte, wie angespannt er war, dass er fort oder jedenfalls schon unterwegs sein wollte.

«Nein, ich will noch nicht Abschiednehmen, Sissie.»

«Was ist los? Bist du nervös, oder was?», fragte ich zurück. Er brach zu einem Training auf und nicht zu einer Meisterschaft, darum verstand ich seine Anspannung nicht. Alec fühlte sich öfter nicht gut. Früher sagte er dann, er hätte Fledermäuse im Kopf, Unruhe und Lärm, worüber er keine Kontrolle besaß, und ich ging davon aus, dass er jetzt auch einen seiner Nebelmomente hatte. Ich fragte nie spezifisch danach, das verärgerte ihn.

«Wieso nervös?», sagte er stirnrunzelnd, als hätte ich ihn gebeten, mit seinem nackten tätowierten Hintern einen Steppentanz hinzulegen.

«So ein Gefühl», antwortete ich und zuckte mit den Achseln. Damals war ich noch so eine, die andere fragte: «Was denkst du jetzt?» oder «Ist etwas?» Sehr bohrend und nervig, aber ich wollte immer alles für andere tun und in Ordnung bringen. Vielleicht fühlte ich zu viel. Das denke ich jetzt. Dass ich zu der Zeit noch wie eine Lamellenjalousie war, zu viel und zu hartes Licht durchließ.

«Vergiss nicht, Sissie», Alec war ernst geworden, jetzt begann seine Prä-Reise-Predigt: «Nie auf hohen Absätzen laufen, und auch nie mit deinen dummen Zehenslippern auf die

Straße. Immer nur in Schuhen, mit denen du davonrennen kannst. Und alles ist eine Waffe: Schreibstifte ins Auge, Bücherrücken gegen den Adamsapfel, und mit einem Handtuch kann man jemanden würgen. Und denk an das Messer, das ich dir geschenkt habe.»

«Alt-klu-ge Rat-schlä-ge», artikulierte ich wie eine Vorschullehrerin und tat so, als würde ich es mir mit einem Stift auf der Handinnenfläche notieren.

«Jetzt im Ernst, Hebe. Eines Tages wirst du dich erinnern, dann darfst du dich bei mir bedanken. Denk an deine Ellbogen, das sind die besten Waffen, die du hast.» Mein drei Jahre älterer Bruder bereitete mich schon mein ganzes Leben auf mögliche Katastrophen vor. Ich boxte, seit ich fünfzehn war, weil er es wollte. Wenn ich sagte: «Ich habe doch dich!», wurde er böse und meinte, ich müsste lernen, für mich selbst zu sorgen, dürfte nie von einem anderen abhängig sein, erst recht nicht von ihm.

«Ellbogen», wiederholte er und schlug dabei mit seiner flachen Hand auf seinen.

«Jaha!», antwortete ich.

«Jaha was?», rief er drohend und packte mich, fing an, mich zu kitzeln oder eher zu foltern.

«Los, wehr dich, du Schlaffi!» Aber ich musste lachen, und wenn ich lachte, hatte ich keine Kraft.

«Jaha, aaauuu, stopp!», schrie ich viel zu laut für einen Flughafen und versuchte, mich aus seinen Schwimmerarmen zu befreien.

«Jaha was?», und er tat, als würde er Klavier spielen, Bach auf meinen Rippen.

«Lieber Alec», rief ich immer noch lachend und versuchte, mir nicht in die Hosen zu machen.

«Lieber Alec was?»

«Jaha, lieber Alec», presste ich mit Mühe hervor, und da ließ er mich los. Mehrere Leute schauten jetzt zu uns her, und ich hatte Lust zu verkünden, er sei mein Bruder und sie sollten sich gefälligst um ihren Kram kümmern, aber das war nicht der Punkt. Ich hätte mich einfach lieber zu Hause verabschiedet, im Schatten und ohne Zuschauer. Jetzt hatte unser Abschied etwas Unnatürliches.

«*Very well, Sissie*», sprach er mit seinem affigen britischen Lehrerstimmen und umarmte mich. Fast hätte er mich zerquetscht und meine Lungen zum Kollabieren gebracht, aber ich sagte nichts. So fühlte sich physische Bruder-Schwester-Liebe an, hart und echt.

Ich fühlte den wasserdichten Rucksack, der schlaff auf seinem Rücken hing. Es war nicht viel darin. Je leichter man reist, desto mehr Reisender ist man, und das war er: jemand, der loslassen und Menschen und Dinge hinter sich lassen konnte. Ich war noch nicht so, sondern schleppte bei Urlauben mein halbes Zimmer mit.

Nach seiner zerquetschenden Umarmung zog er seine Jacke aus und gab sie mir. Die würde ich mit nach Hause nehmen und in unserer Garderobe aufhängen. Wenn ich Alec wieder von Schiphol abholte, würde sich der Herbst schon dem Winter zuneigen, und ich würde seine Snowboardjacke mitbringen, damit ihm im Zug nicht kalt wurde. Dass mein Bruder den niederländischen Winter mit eisblauen Himmeln nicht mehr erleben, dass er die Niederlande nie wiedersehen würde, wusste ich da noch nicht. Ich verabschiedete mich noch von einem Bruder, der wiederkommen würde.

Bevor er fortging, gab mir Alec einen weißen Umschlag, auf dem mein Name stand.

«Erst im Zug öffnen, ja, Sissie?», warnte er mich. Erst da sah

ich, dass seine Augen rot waren und kleine Tränenpfützen in ihnen standen.

«Warum weinst du?» Ich war nicht überrascht von seinen Tränen, das kannte ich, sondern eher vom Augenblick. Alec war nämlich sehr gut im Abschiednehmen.

«Ich weine nicht», murmelte er.

«Ich sehe es doch.»

Ich winkte ihm nach, bis ich seinen blonden Hinterkopf zwischen zwei Zollschaltern hindurchhuschen sah, und danach war er wie von einem Monster verschluckt – zack! – weg. Er hatte sich kein einziges Mal umgedreht. Ich hatte bis zum letzten Augenblick gedacht, er würde sich in einem Schwung umdrehen und auf und ab springen und sich sehr tief und lang vor mir verbeugen. Oder zurückkommen, um sich noch einmal zu verabschieden und danach nochmals in die Schlange einzureihen, sich dann doch so wie immer umdrehen und wie ein Japaner verneigen. Aber das geschah nicht. Alec war, ohne sich umzuschauen, durch den Zoll gegangen. Normalerweise fand ich es ja cool, dass mein Bruder kein Handy besaß, aber jetzt überfiel mich das verzweifelte Gefühl, jemanden nicht erreichen zu können, aber so gern sprechen zu wollen, dass man sein eigenes Handy am liebsten in Stücke geworfen hätte.

In seinen Augen hatten die traurigsten kleinen Lichter gestanden, aber erst als er weg war und durchs Niemandsland zu seinem Gate ging, wusste ich plötzlich, dass ich ihn nicht hätte gehen lassen dürfen. Ich hätte ihn in ein Restaurant mitnehmen und sämtliche Gerichte auf der Karte für ihn bestellen sollen, damit der Tisch so gefüllt war, dass ein Beistelltisch geholt werden musste und er sein Flugzeug verpasste.

Wenn, ja wenn. Pustekuchen.

Ich ging zurück zur Ankunftshalle, unter der die Züge wie

gelbe Schlangen hin und her durch die Tunnel führen, und wartete dort auf Bahnsteig 1a. Als die Bahn einfuhr, erschien sie mir plötzlich wie das traurigste Gefährt, das ich jemals gesehen hatte. Es war, als wäre ich es und sähe mich selbst, gelb und elend. In Japan wäre das hier ein supersonischer weißer Zug mit flacher, schnabelförmiger Nase, der auf die Sekunde genau abfuhr. Im Zug würden sich die Schaffner verbeugen, um den Passagieren Ehre zu erweisen, und er würde so megaschnell fahren, dass es sich beim Gang zur Toilette anfühlen würde, als stünde man unter dem Einfluss von g-Kräften.

In dem leeren Wagen roch es nach Pommes. Ich entschied mich für eine Sitzbank, die ziemlich sauber aussah, ohne überquellenden Müllbehälter, und einen Platz in Fahrtrichtung, mit der Zugspitze nach Amsterdam.

Auf meinem Schoß lag seine Jacke; eine Hülse, mein Bruder ohne Bruder darin.

Als wir aus dem dunklen Bahnhof glitten, war ich überrascht, dass die Sonne noch so hoch am Himmel stand. Bisher hatte es sich wie Abend angefühlt, das Ende von etwas, doch es war früher Nachmittag. Sonnig sogar, ein potenzieller Tag für den Park. Die vorhandene Sonne ließ mich aber zunächst kalt. Ich musste noch verarbeiten, dass ich wieder diejenige war, die nach Hause zurückfuhr, und er derjenige, der abgereist war. Ich starrte auf die silbrigen Gebäudemassen, wo Menschen ihr Leben in diesem schrecklichen Neonlicht fristeten, von dem man eine bleiche Haut und Bouillonaugen bekommt.

Dann fiel mir Alocs Karte wieder ein. Ich angelte sie sofort aus meinem Rucksack und riss den zugeklebten Umschlag auf. Darum wollte mein Bruder, dass ich die Karte erst im Zug öffnete. Er wusste, dass ich mich in dem grauen After-Moment des Verabschiedethabens allein und traurig fühlen würde, und die

Karte war die Ernte des Abschieds. Alec hatte sich letztes Jahr «Sissie» auf sein Herz tätowieren lassen und darunter in japanischer Schrift meinen Namen, Hebe (へべ). Ich sei immer bei ihm, versicherte er, wenn ich ihn über Skype sprach, wo immer er auch sei, und dann schob er seine Brust vor das Mikroauge seines Notebooks.

Da stand es wirklich.

Keine Ahnung, wo Alec seine Karten kaufte; jedenfalls war er sehr gut darin. Originelle Exemplare zu finden war eines seiner Hobbys. Die Vorderseite dieser Ansichtskarte zeigte ein eisernes Tomoe, ein bekanntes Symbol aus dem japanischen Shintoismus, das an sich überschlagende Wellen erinnert. Es ist das Samurai-Symbol für Wasser; ich kannte es, weil Alec ganz versessen auf Symbole war. Ein Tomoe wurde früher als Schutz gegen Feuer betrachtet.

Nach seinem Tod erhielt die Karte Bedeutung. Schmerz ist Feuer. Es brennt dir das Herz weg und hinterlässt fürchterliche Blasen und Narben. Alec hatte eine Karte mit einem Tomoe als Schutz gegen den Schmerz gewählt, den er verursachen würde.

An dem letzten bisschen Alec schlürfend las ich die Rückseite seiner Abschiedskarte. Ich zählte die Zahl der Silben. Ja, Alec hatte ein Haiku verfasst; eine berühmte, ultrakurze japanische Gedichtform, methodisch unterteilt in drei Zeilen: die erste fünf Silben, die zweite sieben, die dritte Zeile wieder fünf. Macht siebzehn.

Der Zug wurde langsamer, als wir in den Süden Amsterdams einfuhren. Ich betrachtete die Rückseite von Gebäuden, sah Menschen hinter Glas auf Bürostühlen, den Rücken der Stadt. Die Stadt war anders ohne Alec, unheimlicher.

Keine Ahnung, wie er es hinbekommen hatte, die japanischen Schriftzeichen mit der Hand auf die Karte zu schreiben.

Bestimmt kannte er um mehrere Ecken jemanden, den er gebeten hatte, das zu tun. Ein kleiner Scherz von Alec. Jetzt musste ich jemanden suchen, der oder die Japanisch lesen und mir übersetzen konnte, was da stand.

Sofort kam mir der Geistesblitz, bei dem japanischen Restaurant gleich hinter uns vorbeizuschauen, wo wir manchmal mit meinen Eltern und Alec gegessen hatten. Das letzte Mal waren wir dort gewesen, um mein bestandenes Abitur zu feiern. Wir hatten an diesem Abend darüber gesprochen, was ich mit meinem Leben anfangen sollte; etwas, das ich nach wie vor nicht weiß. (Weiter als beim benachbarten Italiener zu arbeiten, manchmal in der Spülküche, manchmal als Bedienung, manchmal half ich beim Zusammenhauen der Desserts, bin ich noch nicht gekommen.)

Es ist, als würde jemand dich fragen, ob du in einem Wort beschreiben kannst, wer du bist. Unmöglich. Danach musst du eine Trennlinie zwischen dem ziehen, was du bist, und dem, was du kannst oder womit du dich beschäftigen willst, aber das gelang mir weder damals, noch tut es das bis heute. Es ist, als stünde eine gemauerte Wand zwischen mir und der Zukunft. Die Frage ist zu groß, die Lösung zu wichtig.

Alec gab mir an diesem Abend in dem japanischen Restaurant eine Karriereempfehlung, und zwar, dass ich reisen sollte, bevor es «zu spät» sei.

«Zu spät für was?», hatte ich gefragt.

«Bevor du an Langeweile stirbst wie ein Goldfisch in seinem Glas», hatte er geantwortet und dabei auf das Restauraquarium gezeigt, in dem ich, soweit ich etwas von Fischen verstand, keine Goldfische oder Nemos herumschwimmen sah.

«Eine postapokalyptische Reise, schön!», hatte ich resümiert und ein Zombiegesicht aufgesetzt.

«Nein, ein grausiges Aquariumleben.» Er hatte mir einen Fischmund mit hervorquellenden Augen gezeigt.

In Amsterdam-Zuid stieg ich aus und begab mich hinab in den Fahrradkeller. Perfekt als Tatort für einen Mord; ich kam nicht gern hierher. Ich kettete mein Fahrrad los und schob es rasch hinauf ins Licht. Rund um den Bahnhof sah ich die Welt wieder, zu der ich nicht gehören wollte. Ich könnte nie den ganzen Tag im Neonlicht sitzen. Und immer bewegt sich ein stetiger Strom von Menschen in Bürouniform über den zentralen Platz, alle mit leerem Blick und dennoch in strammem Marschtempo in eine Richtung. Sie scheinen sich nie zu fragen, wohin sie gehen, sondern ihre Bestimmung schon sämtlich zu kennen. Als wüssten sie sich auch außerhalb der hohen, grazen, schimmernden Gebäude, in denen sie arbeiten, durch ihren Beruf geschützt.

Durch den kleinen Fahrradtunnel unterquerte ich die Autobahn und radelte zu dem japanischen Restaurant.

Man saß noch beim Lunch. Es war der gleiche Typus von Büromenschen wie beim Bahnhof. Schwarze Jacketts hingen über Stuhllehnen, Handys lagen auf den Tischen.

Ohne je selbst in Japan gewesen zu sein, empfand ich die Einrichtung als typisch japanisch. Besonders das Einfache daran: Dunkles Holz auf dem Boden, riesige durchscheinende Lampions an der Decke, sanftes Licht. In der Glasvitrine lagen die rohen Fischstreifen und die Austern auf Eis. Im «Private-Dining»-Bereich waren die mit Schwalben bemalten Papiertüren zugeschoben. In den Schuhregalen standen Lederschuhe mit schmal zulaufenden Spitzen und teuer aussehende Pumps, auf denen zu laufen mir Alec verboten hatte, weil man damit einen wackligen Stand hat und auch nicht wegrennen kann. In dem Restaurant selbst durfte man seine Schuhe anbehalten,

aber wer in den Privaträumen aß, musste sie nach japanischer Sitte ausziehen. Witzig, die ganzen Geschäftsleute dort wie spielende Kinder in Socken dasitzen zu sehen.

Der eigenartige Abschied von meinem Bruder umhüllte mich noch. Ein Gefühl kann man einschließen, gefangen halten. Hätte ich ihn weiter löchern sollen, weswegen er weinen musste? Ich habe nie versucht, meinen Bruder gewaltvoll aufzubrechen. Ich hasse diese «Hätte-ich-nur»-Gedanken. Sie ergeben den gleichen frustrierenden Herzschmerz wie Liebeskummer und bringen einem rein gar nichts: Deine Vergangenheit ist in Stein gemeißelt und nicht mehr zu ändern.

Ich ging zu dem Japaner an der Bar. Ich erkannte ihn von dem Besuch, als wir hier zu viert gegessen hatten. Er schien der Besitzer zu sein oder jedenfalls jemand, der schon jahrelang hier arbeitete, und ich fragte, ob ich ihn um einen Gefallen bitten dürfte.

«Natürlich», nickte er höflich, und selbst wenn er keine Lust oder Zeit für mich hatte, ließ er sich das nicht anmerken. Das war typisch japanisch – Alec und ich fanden es beneidenswert: Man weiß nie, was jemand denkt oder fühlt, das Gesicht ist kein Aushängeschild dessen, was in einem vorgeht, sondern eine Maske der Höflichkeit. Ich gab ihm die Karte und bat ihn, mir die japanischen Schriftzeichen zu übersetzen.

«Da steht <Ultra-Individuum> oder <ultra-einzigartig>», übersetzte er mit seiner Lesebrille auf der Nase.

«Ultra-Individuum oder ultra-einzigartig», echote ich, die Worte kostend, weil sie so neu waren.

«Ist das etwas typisch Japanisches?», erkundigte ich mich, aber sein Gesicht hatte schon etwas Fragendes gehabt, als er das Wort aussprach.

«Nicht, dass ich wüsste», sagte er leise.

«Ultra-Individuum bedeutet vielleicht einfach, dass jemand perfekt ist?», versuchte ich.

«In Japan ist Perfektion kein Bestreben.»

«Nein?», fragte ich dümmlich.

«In Japan», fuhr er fort, «nennen wir das Wabi-Sabi, etwas, das unfertig ist, unperfekt. Der Geist kann damit arbeiten. Was soll jemand noch auf dieser Erde, wenn er oder sie perfekt ist? Dann hat dein Geist nichts mehr zu tun, ist fertig, Buddha geworden, erleuchtet.»

Ich nickte, obwohl ich noch verarbeiten musste, was er alles gesagt hatte. Er gab mir die Karte wieder und erkundigte sich nach dem Absender.

«Mein Bruder», antwortete ich. «Er mag Rätsel, gibt absichtliche Halbinformationen. Er mag keine vorgekauften Sachen, sondern will, dass die Menschen sich anstrengen und selbst nachdenken.»

«Dann hat er Wabi-Sabi gut verstanden», lachte der Mann.

«Ganz herzlichen Dank, arigatō.» Ich machte eine kleine Verbeugung, aber nicht zu tief, höflich, aber nicht übertrieben. Ich versprach ihm, dass wir bald mal wieder mit der ganzen Familie zum Essen kommen würden – was wir nie getan haben. Ohne es je untereinander ausgesprochen zu haben, vermeiden meine Eltern und ich alle Orte, an denen wir jemals zu viert gewesen sind. Am liebsten wäre mir, sie würden auch das Haus mitsamt allen Erinnerungen darin verkaufen, aber das wollen meine Eltern nicht. Sie wollen die ganzen Erinnerungen an Alec auch weiter um sich fühlen. Am bedrückendsten für mich ist, dass sie sein Zimmer intakt gelassen haben. Noch immer hängt die Hoffnung in der Luft, dass er zurückkommen wird, lediglich auf Reisen ist, dass er noch irgendwo existiert. Sein

Zimmer ist ein Raum geworden, in dem statt Frischluft diese falsche Hoffnung hängt. Ich betrete es nie.

Drinne in dem japanischen Restaurant, zwei Straßen von unserem Haus entfernt, war es dämmerig gewesen, aber einmal draußen schien mir die Sonne geradewegs in die Augen. Es war, als befände sich das Restaurant außerhalb der Zeit. Auf dem Gehweg davor las ich Alecs Karte nochmals:

*Sissie,
such nicht danach, wer du bist, sondern danach, wer du sein willst.
Werde ein 超個性的的.*

*Wandle, unser Land,
er, der ohne mich fortging,
hat das, was du suchst.*

*Geh auf die Suche danach.
Love you long time.
Dein Bro, :-x, Alec*

Zehn Tage später klingelte das Telefon und ich hob ab. Das war der Moment, in dem mein Leben von einem Samuraischwert entzweigeschnitten und in zwei Leben zerteilt wurde. Die Schnittlinie war dieser Anruf.

Ich hörte die Stimme sagen, sie sei von der niederländischen Botschaft, und die Stimme fragte, ob meine Eltern zu Hause wären. Ich hörte mich «die sind nicht da» sagen. Die Stimme fragte, ob ich die Schwester von Alec Lispector sei, und ich sagte: «Ja, ich bin Alecs jüngere Schwester». Die Stimme sagte, sie habe sehr schlechte Nachrichten und es täte ihr furchtbar leid, mir mitteilen zu müssen, dass Alec ertrunken sei.

Ich stand in der Küche mit dem Telefon am Ohr und konnte die Stimme nicht mehr hören, weil das Dach unseres Hauses aufriss und die Dachterrasse, die Dachziegel, der Schornstein, alles herabstürzte.

Es konnte nicht sein, Alec machte keine Fehler, und doch wusste ich, es stimmte. Ich fühlte, dass er nicht mehr da war, dass er in meiner Welt nicht mehr existierte. Die Stimme hinterließ ihre Nummer, damit wir sie zu unserer Zeit zurückrufen konnten, um alles Weitere zu besprechen. Es tue ihr furchtbar leid, sagte die Stimme wieder, bevor sie auflegte.

Ich schaute um mich und stand in einem Kriegsgebiet.

Die Leute werden in Zukunft sagen: «Hebe, du musst dein Leben weiterleben.» Vergiss es, das ist ein Scheiß-Rat. Der einzige Rat, von dem man etwas hat, ist: Geh als Erstes kaputt und steh dann wieder auf.